

Methodologische Herausforderungen

Thomas Nestler, Monika Götsch

Dilemmata der Forschung über „Andere“. Zum Verhältnis von cis Forschenden und trans* Beforschten in der Geschlechterforschung

Zusammenfassung

Sozialforschung ist häufig durch verschiedene Herausforderungen im Verhältnis von Forschenden und Beforschten geprägt. Ziel dieses Beitrags ist die Herausarbeitung zentraler Dilemmata am Beispiel der Forschung zu trans* Personen. Daran anknüpfend werden neben einer theoretischen Rahmung mit Spivaks strategischem Essentialismus Umgangsweisen mit diesen forschungsfeld-immanenten Spezifika aufgezeigt. Zentrale Erkenntnis ist dabei, dass sich die skizzierten Dilemmata nicht auflösen lassen und gerade deshalb einer reflektierten, bewussten und normativen Auseinandersetzung, eines solidarischen Forschens bedürfen.

Schlüsselwörter

trans*, Machtverhältnisse in der Geschlechterforschung, Reifizierung, Solidarisches Forschen, Queerness

Summary

Dilemmas of research on "others". On the relationship between cis researchers and trans* research participants in gender studies

Social research is often characterized by various challenges in the relationship between researchers and research subjects. The aim of this article is to work out central dilemmas using the example of research on trans* people. Following on from this, as well as providing a theoretical framing based on Spivak's strategic essentialism, the article shows up ways of dealing with these specifics inherent to the research field. The key insight here is that the dilemmas outlined cannot be resolved and therefore require a reflective, conscious and normative examination, that is research based on solidarity.

Keywords

trans*, power relations in gender studies, reification, solidary research, queerness

1 Einleitung

Mit der „Frauenforschung“ wurde in den 1970er-Jahren erstmals die Frage gestellt, wer über wen und wer wie forscht (Mies 1978; Schaeffer-Hegel/Watson-Franke 1988). Aufgedeckt wurden damit zunächst der Androzentrismus und die biologistischen Begründungen von Sozialforschung (zum Geschlechterverhältnis) (Harding 1990: 11ff.). Zugleich war damit die (politische) Forderung verbunden, dass Frauen über sich selbst als Betroffene und ihre Lebenssituation forschen sollten, mit einem spezifischen „weiblichen“ und feministischen Blick, der „männlichen“ Wissenschaftlern* verstellt sei (Mies 1978). Der im Weiteren entwickelte Fokus auf die Relationalität von Gender, wie beispielsweise auf *doing gender* (Gildemeister/Wetterer 1992) bzw. Genderperformanz (Butler 1991), kritisierte diese essenzialistische Grundannahme der frühen Frauenforschung und machte deutlich, wie damit weiterhin Zweigeschlechtlichkeit und die Annahme der Geschlechterdifferenz reifiziert wurden.



Open Access © 2024 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Aktuell sind diese Fragen erneut virulent, wenn darüber nachgedacht wird, inwieweit queere Menschen von nichtqueeren Menschen beforscht werden können. Dies wirft zugleich grundlegend dilemmatische Fragen der Geschlechterforschung auf. Dilemmatisch ist zunächst die Festlegung und in der Folge nicht ganz vermeidbare Homogenisierung einer Gruppe bzw. Reifizierung von Kategorisierungen und gleichzeitig das Machtverhältnis im Forschungsprozess, das zudem das gesellschaftliche Machtverhältnis (Degele/Götsch 2014) zwischen der Cis-Mehrheitsgesellschaft und tendenziell wenig sichtbaren trans* Personen bzw. Gruppen widerspiegelt. Aus der Trans*community wird entsprechend immer wieder Kritik laut bezüglich solcher Forschungssettings, verbunden mit der politischen Forderung, dass ausschließlich trans* Forschende über trans* Personen forschen sollten. Problematisiert wird dabei, dass trans* Gender nicht als exklusive Expert*innen ihrer gesellschaftlichen Situiertheit angesehen würden, dass trans* Forschende kaum wahrgenommen werden, dass cis Gender ihre Erkenntnisse über trans* Personen für ihre Reputation als besondere Forschende verwertungslogisch nutzen (könnten) und dass das „exotische“ Forschungsthema die Forschung und die Forschenden interessant mache (Baumgartinger 2017: 23ff.).

Wir, als cis Forschende, die mit und über trans* Personen forschen, müssen uns mit diesen Problematisierungen konfrontieren. In unseren beiden Forschungsprojekten zu „Widerstandspraxen von trans* Personen“ (Thomas Nestler) sowie „Trans* Personen im Erwerbsarbeitskontext“ (Monika Götsch) sehen wir uns dazu verpflichtet, zu hinterfragen, inwieweit wir überhaupt über trans* Personen forschen können und sollen. Nicht zuletzt, weil uns hin und wieder die Fähigkeit abgesprochen wird, unsere Forschungsthemen angemessen, d.h. aus der Betroffenenperspektive, bearbeiten zu können. So lehnte beispielsweise ein potenzieller Interviewpartner* von Thomas Nestler, mit dem zuvor auf einem Fachtag ein anregendes Gespräch stattgefunden hatte, eine Interviewanfrage mit der Begründung ab, dass er es nicht mehr länger unterstützen möchte, dass cis Personen über trans* Personen forschen und sich damit professionell profilieren. Es sei an der Zeit, dass trans* Menschen selbst über trans* Menschen forschen, schreiben und damit im Wissenschaftsbetrieb gehört werden. Ein weiteres Beispiel ist das Erlebnis von Monika Götsch auf einer Tagung. Eine* Teilnehmerin* problematisierte, dass eine cis Person Interviews mit trans* Personen analysiert und präsentiert. Konkret wurde kritisiert, dass aufgezeigt wurde, wie allgemein in der Arbeitswelt eine Verstrickung mit rassistischen Diskursen zu finden ist und wie *weiße* trans* Personen über die bewährten Begründungsmuster des Otherings für sich zumindest eine Zugehörigkeit zur vorgeblich modernen, toleranten Mehrheitsgesellschaft herstellen. Durch diese Erkenntnisse würden trans* Personen doppelt diskriminiert.

Diese Beispiele verweisen auf Verunsicherungen und Herausforderungen, die im Feld der trans*queeren Forschung keine Seltenheit sind. Immer wieder werden trans* Personen als Forschungssubjekte von Wissenschaftler*innen in den Blick genommen und müssen sich aktiv zu Interviewanfragen positionieren. Sie müssen ihre Körper und ihr Denken, also ihr So-Sein, damit zur Schau stellen – oder sich aktiv davon abgrenzen, Nein sagen – und kommen damit etwa ggf. in Erklärungsnot. Dies ist mit Ambivalenzen verbunden zwischen einerseits dem Wunsch, die Situation für andere trans* Personen zu verbessern und zur öffentlichen Information beizutragen, andererseits aber Selbstschutz zu betreiben im machtvollen Raum der Wissenschaft.

Mit der Forderung, dass nur trans* Forschende über/mit trans* Personen forschen sollten bzw. können, sind implizit die zunächst von Gayatri Chakravorty Spivak (2020) bezüglich postkolonialer Verhältnisse formulierten Annahmen verbunden, dass Subalterne nicht als Subalterne sprechen können und dem lediglich mit einem strategischen Essenzialismus zu begegnen sei. Wie wir im Weiteren im Anschluss an Spivak zeigen werden, ist aber ein strategischer Essenzialismus eine nur scheinbar einfache Lösung, weil das Forschen mit/über trans* Personen mit verschiedenen Dilemmata verbunden ist. Selbst das solidarische Forschen bleibt ambivalent, da Machtverhältnisse aus Forschungsprozessen nur vermeintlich suspendiert werden können. Wenn gefragt wird, wer über wen forschen kann/soll/darf, dann, so unsere Conclusio, müssen diese (dilemmatischen) Machtverhältnisse anerkannt und reflektiert werden. Ein scheinbares Forschen auf Augenhöhe ebenso wie ein essenzialisierendes Expert*innenum verdecken und reproduzieren lediglich wissenschaftsimmanente Machtverhältnisse.

2 Wer kann (wie) für sich (nicht) sprechen?

Gayatri Chakravorty Spivak (2020) geht in ihrem 1988 erstmals erschienenen Essay „Can the Subaltern Speak“ der Frage nach, inwieweit das „Subjekt der Dritten Welt“ (Spivak 2020: 19) innerhalb des hegemonialen „westlichen Diskurses“ (Spivak 2020: 19) beispielsweise durch postkoloniale Wissenschaftler*innen überhaupt repräsentiert wird bzw. repräsentiert werden kann. Verallgemeinern lässt sich dies zwar bezüglich des (Nicht-)Sprechen-Könnens in Herrschaftsverhältnissen, ohne hier postkoloniale Verhältnisse damit relativieren oder vereinnahmen zu wollen, weshalb wir diese auch nicht mit heteronormativen Verhältnissen gleichsetzen wollen. Dennoch erscheinen uns Spivaks Gedanken sehr inspirierend, nicht zuletzt, um Forschungssettings im Feld der Trans*forschung zu hinterfragen.

Spivak versteht Subalternität nicht nur als Unterordnung, sondern als grundsätzliches Nicht-Sprechen(-Können). Wobei sie das Sprechen als „Transaktion zwischen Sprechern und HörerIn“ (Spivak 2020: 122) beschreibt, als gegenseitiges Zuhören und Lernen, als ein Eintreten „in eine Struktur der Verantwortlichkeit [...] in der Antworten in beide Richtungen fließen“ (Spivak 2020: 129). Wer sprechen kann und wer nicht bzw. Sagbares und Unsagbares werden von hegemonialen Diskursen bestimmt. Folglich ist Subalternität immer mit dem Schweigen(-Müssen) verbunden. Zugleich warnt Spivak davor, jede sich als untergeordnet empfindende Gruppe als subaltern zu verorten (Spivak 2020: 123). Vielmehr bezieht sich das (Nicht-)Sprechen-Können darauf, dass jede Äußerung auf eine bestimmte, hegemoniale Weise interpretiert wird, sodass sich die* Subalterne* nie wirklich in ihrem Sinne Gehör verschaffen kann (Spivak 2020: 126f.).

In der Differenz zum vorherrschenden Subjektstatus erhalten Subalterne ihre Identität als Andere: „Was die ‚wahre‘ subalterne Gruppe anbelangt, deren Identität ihre Differenz ist, so gibt es hier kein nichtrepräsentierbares subalternes Subjekt, das selbst wissen und sprechen kann“ (Spivak 2020: 52). Wer subaltern ist, kann also nicht sprechen, was im Umkehrschluss auch bedeutet, dass, wer sprechen kann, nicht (mehr) subaltern ist. Forschende, die immer am Sprechen beteiligt sind, sind folglich nicht (mehr) subaltern.

Im Kontext des Kolonialismus stehen insbesondere Frauen* aus den Ländern des globalen Südens außerhalb der (erzählbaren) Geschichte und können sich in der Folge kein Gehör verschaffen. In ähnlicher Weise formuliert dies Butler für nichtheteronormative Geschlechtlichkeiten, wenn sie von einer „Matrix mit Ausschlußcharakter“ (Butler 1997: 23) schreibt. Sie meint damit, dass sich der heteronormative Subjektstatus von Frauen und Männern über das Außen, die „verworfenen Wesen“ (Butler 1997: 23), die niemals Subjektstatus erlangen können, wie beispielsweise trans* Personen, definiert. Dieser anerkannte und anerkennbare Subjektstatus kann sich nur über die Zurückweisung der Anderen und der Identifikation mit der imaginierten Heteronormativität ausbilden.

Spivak verdeutlicht im Weiteren, dass sich auch die kritisch hinterfragende westliche Wissenschaft in den vorherrschenden globalen Machtverhältnissen bewegt, diese reproduziert und in der Folge nicht die Subalternen repräsentieren kann (Spivak 2020: 28f.). Die wissenschaftliche Produktion des Subjekts ist demnach ein europäisches Subjekt, das die nichteuropäischen Anderen miterzeugt und zugleich deren Hervorbringung verwischt. Das Sprechen über Subalterne verweist, so Spivak, vor allem auf das eigene Selbst in Abgrenzung zum Anderen.

„Das klarste Beispiel für eine solche epistemische Gewalt ist das aus der Distanz orchestrierte, weitläufige und heterogene Projekt, das koloniale Subjekt als Anderes zu konstituieren. Dieses Projekt bedeutet auch die asymmetrische Auslöschung der Spuren dieses Anderen in seiner prekären Subjektivität bzw. Unterworfenheit“ (Spivak 2020: 42).

Im Anschluss an Derrida problematisiert Spivak, dass insbesondere linke Kritik Gefahr läuft, durch Transparenz die Machtverhältnisse zu verschleiern. Indem Subalternen aus der westlichen Distanz heraus Raum gegeben wird, (vorgeblich) über sich selbst zu sprechen, ist dies tatsächlich eine Aneignung der Anderen. Anerkennung geschieht dann über die „Assimilierung“ (Spivak 2020: 106) der*/des Anderen. Darüber hinaus ist auch der Topos der Toleranz in der Wissenschaft relevant, insbesondere für die Selbstpositionierung und Selbsterhöhung als gute Wissenschaftler*in. Spivak problematisiert dies entsprechend für politischen Aktivismus. Gerade der Schutz ‚der Frau‘ aus den sogenannten Ländern des globalen Südens muss als Indikator für eine gute (westliche) Gesellschaft herhalten. Die so als schutzbedürftig adressierten Anderen werden zugleich als passive Opfer konstruiert, die sich weder selbst äußern noch souverän Entscheidungen treffen können (Spivak 2020: 119ff.; Steyerl 2020: 8ff.).

Spivak hat auch Antworten darauf, wie Subalterne trotz der hegemonialen Diskurse sprechen, sich Gehör verschaffen, sich repräsentieren können. Zunächst fordert sie von Wissenschaftler*innen, dass „die Positionalität als Subjekte, die die Untersuchung durchführen, gekennzeichnet werden muss“ (Spivak 2020: 77f.). Insbesondere schlägt sie jedoch einen strategischen Essenzialismus vor. In Abgrenzung zu einem vereinfachenden und vereindeutigenden Essenzialismus hebt sie das Strategische, das Erlangen von Handlungsmacht, verbunden mit einem subalternen Bewusstsein und einem politischen Ziel, hervor. Dieser Essenzialismus muss die Dekonstruktion, das Hinterfragen beispielsweise von Identitäten und Diskursen zum Ziel haben und kann immer nur kurzfristig sein. Zugleich ist die (zeitweise) Repräsentation ambivalent, da einerseits mit jeder Repräsentation Essenzialisierungen und Homogenisierungen einer Gruppe

einhergehen und andererseits Subalterne als Repräsentant*innen eigentlich nicht mehr subaltern sind. Dennoch braucht es nach Spivak diese gezielten Essenzialisierungen, um die soziale Welt mit ihren hegemonialen Repräsentationen zu verstehen, kritisieren und irritieren zu können, d. h. als Subalterne in der sozialen Welt und in Machtverhältnissen handlungsfähig zu werden. Essenzialisierende Benennungen und Konzepte sind für Spivak deshalb nicht nur gefährlich, sondern auch nützlich, um kritisch (politisch) handeln zu können (Spivak 2009: 14ff., 2010: 205ff.).

3 Annäherungen an Dilemmata in der Trans*forschung

Grundlegend sind für die Trans*forschung Dilemmata, die sich mit Spivak (2009, 2010, 2020) an den Fragen bezüglich der (Un-)Möglichkeiten der Repräsentation sowie den damit verbundenen Gefahren und Nützlichkeiten von Essenzialisierungen entfalten lassen. Dilemmata zeigen sich insbesondere, wie wir im Weiteren darstellen werden, hinsichtlich des Benennens und Bezeichnens der Beforschten, der Reifizierung von Kategorien, der Situiertheit der Forschenden und des Machtgefälles im Forschungsprozess.

3.1 Das Dilemma der Begrifflichkeiten und Definitionen: Wer sind die Beforschten?

Ein erstes Dilemma lässt sich darin ausmachen, dass die beforschte Gruppe in irgendeiner Weise spezifiziert werden muss, was eine Homogenisierung bzw. im Sinne der Geschlechterforschung eine Reifizierung von Geschlecht intendiert. Jedoch können Machtverhältnisse und Diskriminierungen zugleich nur aufgezeigt werden, wenn Gruppen entsprechend spezifiziert werden (Degele/Götsch 2014: 39ff.). Dies betrifft hier insbesondere das Machtverhältnis zwischen hegemonialen Cis-Geschlechtlichkeiten und verbesonderten Trans*geschlechtlichkeiten. Folglich muss zunächst problematisiert werden, dass mit dem Terminus trans* vor allem ein Phänomen beschrieben wird, welches als vom zweigeschlechtlichen System abweichend markiert wird. Unsichtbar bleibt dabei die „Norm“ bestehen; als etwas „Normales“ und Unhinterfragbares, womit Ausschlüsse einhergehen und trans* Personen als abweichend und nichtzugehörig exkludiert werden. Um dies sprachlich zu fassen und problematisieren zu können, wird verschiedentlich der Begriff „cisgeschlechtlich“ (Baumgartinger 2017: 80) verwendet. Während trans (lateinisch) für ‚jenseits‘ steht, bezeichnet cis dagegen ‚diesseits‘ und rekurriert auf „Menschen, die mit dem ihnen bei der Geburt zugeordneten Geschlecht Mann oder Frau einverstanden sind und sowohl körperlich wie sozial die jeweilige Geschlechterrolle leben“ (Baumgartinger 2017: 80). Pohlkamp kritisiert die zum Teil schwierige Verwendung des Begriffs (nämlich dann, wenn cis mit biologischem Geschlecht gleichgesetzt wird) und plädiert beispielsweise für eine Anerkennung von trans* Frauen, deren Geburtsgeschlecht nicht eindeutig weiblich war, die sich aber selbst als cis Frauen verorten (Pohlkamp 2014: 357). Problematisch ist der Begriff cis außerdem, weil damit eine Binarität von trans und cis konstruiert wird, bei der beispielsweise intergeschlechtliche Menschen unsichtbar gemacht werden (da sie sich meist nicht als trans* identifizieren, aber eben auch keine Privilegien von cis Gender haben).

Um die Heterogenität von Menschen sowie die unterschiedlichen Zugangsweisen zu bündeln und sich gemeinsam für mehr Anerkennung und eine bessere (medizinische) Behandlung einzusetzen, gab und gibt es immer wieder Versuche, einen Oberbegriff zu finden, mit dem sich möglichst viele Personen identifizieren können. Die potenzielle Stärke dieser Oberbegriffe liegt darin, viele Personen und Anliegen zusammenzubringen und mit einer gemeinsamen, starken – strategisch essenzialisierten – Stimme aufzutreten. Gleichzeitig besteht die Schwäche darin, dass Ungenauigkeiten und Verallgemeinerungen entstehen sowie die Gefahr, dass Personen ausgegrenzt werden, die sich nicht unter einen Oberbegriff subsumieren lassen können oder wollen. Zumal außerdem danach gefragt werden muss, wie bestimmte Begriffe auch eurozentristische Sichtweisen reproduzieren (Baumgartinger 2017: 62). Insgesamt sollten die Oberbegriffe nicht darüber hinwegtäuschen, dass es auch innerhalb bestimmter Gruppen und Szenen sehr heterogene Sichtweisen und zum Teil Kämpfe um Deutungshoheit gibt (Schirmer 2010: 114). Aufgrund der vorausgegangenen Überlegungen lässt sich festhalten, dass es bei der Vielzahl an Begriffen und Konzepten im Kontext von trans* unmöglich erscheint, einen allgemeingültigen Oberbegriff oder eine für alle gültige Definition zu finden. Deshalb plädieren wir zunächst dafür, ausdrückliche Selbstdefinitionen von Personen oder Organisationen zu achten, wobei zusätzlich immer zu reflektieren ist, weshalb wer welche Begriffe (nicht) verwendet (etwa die Fremdbezeichnungen in Medizin und Recht). Auch wir versuchen in diesem Beitrag, dem Rechnung zu tragen. Stehen keine Informationen über Selbstbezeichnungen zur Verfügung oder beziehen wir uns auf alle Personen der Zielgruppe, verwenden wir – nach reiflicher Überlegung und wissend, dass es keinen allgemeingültigen, für alle zufriedenstellenden Oberbegriff geben kann – den inklusiv verstandenen Terminus trans*.

Schließlich verweist dieses Dilemma auch auf Spivaks Frage, wer für wen sprechen kann. Ein strategischer Essenzialismus ermöglicht bestimmten Personen das Sprechen über eine, in diesem Sprechen als homogen imaginierte Gruppe, für die die sprechende Person stellvertretend erscheint, jedoch nie für eine solch heterogene Gruppe wie trans* Personen in Gänze sprechen kann.

3.2 Das Dilemma der Verbesonderung: Kann Reifizierung vermieden werden?

Das Dilemma der Verbesonderung zeigt auf, dass der Forschungsblick auf eine marginalisierte Gruppe einerseits notwendig ist, um diskriminierende Lebenslagen aufzuzeigen und ggf. zu skandalisieren. Andererseits werden mit einem solchen Blick die Verbesonderung der marginalisierten Gruppe wie auch die Normalisierung der hegemonialen Gruppe reproduziert. Gerade dann, wenn Forschende als *weiße*, Nichttrans-, Hetero-Personen, als Vertreter*innen der Mehrheitsgesellschaft imaginiert werden und ggf. im Forschungsprozess als objektive, allwissende Entitäten auftreten – dann werden im Gegenzug die trans* Beforschten als anders, als abweichend von der Norm markiert und beschrieben.

Forschung von und mit trans* Personen ist von gesellschaftlichen Diskursen geprägt, die mit Trans*geschlechtlichkeit bestimmte Themen verbinden wie psychische Labilität/Erkrankung, „umoperierte Körper“ und nicht bestimmbare Sexualität. Mit

diesen thematischen (unzulässigen) Verbindungen werden trans* Personen als anders, fremd und „exotisch“ markiert (und zu häufig auch in der Forschung befragt) – und dementsprechend nicht als Menschen gesehen, die „dazugehören“ und ein Leben führen wie viele andere Menschen auch. Mit diesen Perspektiven wird folglich in der Verbesonderung eine Differenz hergestellt. Zugleich verweisen diese thematischen Verknüpfungen auf ganz spezifische Diskriminierungen, die benannt und erforscht werden müssen, letztendlich auch, um die Lebenssituation von trans* Personen zu verbessern. Offen bleibt, ob trans* Personen mit Forschungen, die auf Diskriminierungen im öffentlichen Raum, im Bildungswesen, im Gesundheitswesen (vgl. bspw. Fuchs et al. 2012) oder im Erwerbsarbeitskontext (vgl. bspw. Götsch 2018) hinweisen, sichtbar werden und wie sie sichtbar werden: Wird dabei das Bild von trans* Personen als der Verbesonderten reifiziert, differenziert, normalisiert oder zumindest teilweise irritiert und durchkreuzt?

3.3 Das Dilemma der Situiertheit: Wer kann zu welchem Thema forschen?

Eine reduktionistische Vereindeutigung findet auch dann statt, wenn Forschende ihre eigene Positioniertheit (egal ob als trans* oder cis Person) thematisieren. Die eigene Situiertheit transparent zu machen erscheint aber gerade in Bezug auf Spivak (2020) notwendig, um zu zeigen, aus welcher Position heraus gesprochen wird. Dilemmatisch ist dann jedoch, dass diese strategische Situiertheit wiederum zu Besonderungen versus Normalisierungen führt.

Wir haben in unseren Forschungskontexten verschiedene Erfahrungen mit unserer Situiertheit als cis Forschende gemacht: Einigen Beforschten ist es egal, wie sich die Forschenden im Feld von Geschlecht und Sexualität positionieren, anderen ist es sehr wichtig. Mit einer entsprechend transparenten Positionierung der eigenen geschlechtlichen/sexuellen Verortung wird dem Rechnung getragen, dass die eigene geschlechtliche Biografie, selbst (nicht) erfahrene Diskriminierungen oder Privilegien unmittelbar den Blick auf das Feld und damit auch auf die Beforschten prägen. Ein unreflektierter Umgang mit dieser eigenen Situiertheit kann letztendlich dazu führen, dass gesellschaftliche, uninformierte, stereotype Bilder über trans* geteilt werden. Zugleich muss – wie schon zu Beginn der Frauenforschung – hinterfragt werden, ob persönliche Betroffenheit und persönliche Erfahrungen mit dem Feld oder größtmögliche Distanz zu differenzierterer, weniger verbesondernder Forschung führen. Oder anders gefragt: Wie kann Forschung differenzierter werden und inwieweit hängt die Art und Weise der Repräsentation von trans* Personen von der Situiertheit der Forschenden ab?

Besonders schwierig wird die Situiertheit der Forschenden in Verbindung mit der Frage nach dem Warum der Forschung. Wenn die Forschung nur aus dem Zweck der Profilierung, dem Schreiben einer Qualifikationsarbeit, heraus betrieben wird, weil das Thema trans* gerade „in“ und „exotisch“ ist – dann ist das ein Problem. Zugleich ist Forschung immer mit einer gewissen Profilierung verbunden und die Gründe für die Forschung können vielseitig sein. Forschung kann in der Folge zugleich ein Problem und ein Gewinn für Trans*communities sein, auch abhängig davon, wie mit ihrem Wissen umgegangen wird, wie sie wahrgenommen, angesprochen und einbezogen werden.

3.4 Das Dilemma des Machtgefälles: Wer kann über wen forschen?

Grundsätzlich ist jede (Sozial-)Forschung von einem Machtgefälle zwischen definitionsmächtigen Forschenden und den Forschungsprozess nicht oder wenig beeinflussenden Beforschten geprägt. Wissenschaftler*innen nehmen damit für sich in Anspruch, für die beforschte Gruppe sprechen zu können, ohne selbst Teil der Gruppe zu sein. Dilematisch ist daran, dass das Expert*innentum von Wissenschaftler*innen einerseits anerkannt werden muss und die Forschung und damit das Sichtbarmachen erst ermöglicht, dies aber zugleich das Machtgefälle zementiert. Nicht zuletzt im Feld der trans*queeren Forschung zeigt sich dies daran, dass Forschende vor allem *über* trans* Personen forschen, auch oder gerade dann, wenn sie vorgeben, *mit* trans* Personen zu forschen.

Wenn Nichttrans-Personen über trans* Personen forschen, dann handelt es sich in den meisten Fällen um Wissenschaftler*innen, die zu einem bestimmten Themenbereich forschen und dabei eventuell auch prekäre, gewaltbehaftete, belastende Lebenssituationen in den Blick nehmen – und trans* Personen, die in diesen Lebensverhältnissen leben und eben zum Teil weniger gut mit sozioökonomischen Ressourcen ausgestattet sind oder die unter der Perspektive eines „Problems“ von Wissenschaftler*innen untersucht werden. Diese machtvollen Position ermöglicht es aber, zugleich trans* Personen Gehör zu verschaffen, auch dann, wenn diese nicht für sich selbst sprechen.

Gleichzeitig wird durch die Definitionshoheit der Wissenschaftler*innen das Machtverhältnis reproduziert, indem sie bestimmen, welche Zielgruppe untersucht wird, welche Definition(en) für die Zielgruppe verwendet wird – und welche nicht, welche Thematik im Vordergrund steht. Damit werden häufig Opferdiskurse (Stehr 2016) weiter unterstützt, nämlich dann, wenn trans* immer wieder als Opfer diskriminierender, gewaltvoller Verhältnisse in den Blick genommen oder mit psychischer Krankheit in Verbindung gebracht werden (Nestler 2023). Mit diesen Diskursen werden wichtige gesellschaftliche Probleme markiert, die auf Gewalt und Diskriminierung fokussieren (LesmigraS 2012) – gleichzeitig fehlt damit aber ein Blick auf Handlungsmächtigkeit und Selbstermächtigung von trans* Personen. Somit können einseitige Diskurse und Leerstellen im Feld der Geschlechterforschung und in der öffentlichen Wahrnehmung entstehen.

Das bedeutet, dass die Bilder und die Erkenntnisse über trans* Personen durch die Wahrnehmung von – im Forschungsprozess – machtvoller ausgestatteten Forschenden und deren Perspektivierungen, Auslassungen und begrenzenden Definitionen entstehen. Eine solche Forschung wird im Anschluss an Spivak (2020) folglich niemals die Trans*perspektive repräsentieren können. Womit sich, anders als im vorherigen Kapitel, letztendlich die Frage stellt, ob ein Forschen von Nichttrans-Wissenschaftler*innen über trans* Personen dann überhaupt noch möglich und vertretbar ist oder ob sich Nichttrans-Forschende aus dem Feld entfernen und schweigen müssten.

4 Ambivalente Umgangsweisen statt eindeutige Lösungsansätze: solidarisches Forschen

Da sich die skizzierten Dilemmata im Forschungsprozess, wie etwa die angesprochenen Machtgefälle, nicht auflösen lassen, braucht es unseres Erachtens keine Lösungsansätze, sondern Umgangsweisen mit diesen Herausforderungen. Solche Umgangsweisen bieten im besten Falle Wege an, reflektiert mit den Herausforderungen umzugehen, für größtmögliche Transparenz im Forschungsprozess zu sorgen und solidarische Strukturen aufzubauen, die es ermöglichen, im Forschungsprozess auch immer wieder über diese Herausforderungen zu sprechen und gemeinsame Wege des Umgangs zu suchen. Oder wie Donna Haraway es formuliert: „Solidarisches Forschen heißt auch, zum Kollektiv zu werden, in dem die Rollen erst gefunden werden müssen“ (Haraway 2018, zit. in Binder 2022: 40).

Solidarisches Forschen bedeutet demnach, die Trennung zwischen Forschenden und Beforschten, in unserem Fall Nichttrans-Forschenden und trans* Beforschten, infrage zu stellen und an der Umstrukturierung der (Forschungs-)Beziehung zu arbeiten. Dabei gilt es, die Rollen der Beteiligten, die Privilegien und Erfahrungen von Ungleichheit und Ausschluss zu reflektieren und darüber gemeinsam ins Gespräch zu kommen. Solidarität bedeutet, auf ein Mehr an Augenhöhe und Anteilnahme abzielen. Es bedeutet, Forschung als komplexen Akt zu verstehen, der nicht nur aus Datenerhebung und -auswertung besteht, sondern anzuerkennen, dass jede Forschung konkrete Auswirkungen auf reale Menschen und ihr Leben hat. Mit diesen Erkenntnissen kann Forschung im Sinne partizipativer Forschung auch zur „(Selbst-)Befähigung und Ermächtigung“ (von Unger 2014: 45) der Beforschten beitragen und durch eine gezielte Beteiligung am Forschungsprozess zugleich auf ein Mehr an gesellschaftlicher Teilhabe abzielen. Problematisch wird dies jedoch, wenn Machtverhältnisse und Teilhabe nicht (demokratietheoretisch) bestimmt und reflektiert werden (Götsch/Klinger/Thiesen 2012).

Solidarisches Forschen ist unserem Verständnis nach ein Akt des Untersuchens von Lebensverhältnissen und deren Deutungen – und ein gemeinsames Ringen nach Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse. Vor diesem Hintergrund hat solidarisches Forschen den Anspruch, Gesellschaft verstehen und gemeinsam solidarisch verändern zu wollen. Solidarität kann dabei nicht von allein gelingen, sondern braucht ein Einlassen aller Akteur*innen auf die konfliktbehafteten und schmerzhaften Trennlinien – um gemeinsam Wege des Zusammenfindens zu erarbeiten. Solidarität ist damit „als wechselseitige Unterstützung auf der Grundlage gemeinsamer, übergreifender Überzeugungen bestimmt. Wenn Solidarität das Finden einer übergreifenden, verbindenden Überzeugung trotz unterschiedlicher Erfahrungen und Positionen voraussetzt, ist Reflexivität gewissermaßen unabdingbar“ (Motzek-Öz/Aden/Westphal 2021: 68). Solidarität bedeutet jedoch nicht die Verleugnung unterschiedlicher Perspektiven und Haltungen – vielmehr braucht Solidarität die kritische Auseinandersetzung und ein Ringen um gemeinsame Wege.

Das Ziel eines solidarischen Ansatzes ist, dass Forschende nicht ÜBER Beforschte sprechen, sondern dass Forschende MIT den Beforschten sprechen, was letztlich auch bedeutet, Widersprüche zuzulassen (Binder 2022: 39). Für diese Herangehensweise möchten wir Hilfsmittel zur Diskussion stellen, die diesen Weg im besten Falle erleich-

tern. Grundvoraussetzung dabei ist, dass Forschende Dilemmata (an)erkennen und nicht von der Unmöglichkeit, allen Ansprüchen gerecht zu werden, paralysiert werden, sondern ein produktiver Umgang stattfinden kann, sodass sie als Forschende handlungsfähig bleiben/werden und eigene Positionen einnehmen können. In diesem Sinne geht es also nicht darum, Machtverhältnisse aufzulösen, was ein unmögliches Unterfangen wäre (Groß 2008: 38ff.). Vielmehr müssen Machtverhältnisse (an)erkannt und offengelegt werden. Insbesondere die Annahme, Forschung könne „auf Augenhöhe“ stattfinden, verschleiert und beschönigt Machtverhältnisse. Wie solidarisches Forschen in seinen Ambivalenzen geschehen könnte, zeigt ein (erneuter) Blick auf die Forschungspraxis, genauer auf Forschungsfragen, Methodik und Situiertheit.

4.1 Solidarische Forschungsfragen

Jacquelyn Strey (2017) berichtet von ihren Forschungen zu LSBTQ, speziell zu lesbischen Frauen, in Indien. Die queeren Gruppen wurden dort so oft von (*weißen*) Forschenden als Forschungssubjekte mit den immer gleichen Schwerpunktthemen angefragt, dass diese eine Forschungsmüdigkeit („research fatigue“) entwickelten. Die Gruppen werden inzwischen teilweise von ihren Organisator*innen („gatekeeper“) vor solchen Anfragen geschützt. Strey kritisiert die Herangehensweise von Forschenden, die Communities mit ihren Anfragen unter Druck setzen. Sie können entweder zusagen oder werden als verschlossen und unkooperativ markiert. Darüber hinaus problematisiert sie, dass

„[s]ome individuals I talked to also experience trepidation and even anger: they feel that Western researchers come in trying to ‘discover’ some sort of traditional, authentic Indian sexuality without taking the time to understand the complicated and, at times, messy contextual layers which make up any one individual’s personal experience.“ (Strey 2017: o. S.)

Vor diesem Hintergrund plädiert Strey dafür, andere Fragestellungen und Zugangsweisen zu wählen, die an den Bedürfnissen und Perspektiven der Beforschten anknüpfen und diese aktiv in den Forschungsprozess einbinden: „I was continuously told that the only reason I was getting any response from specific participants was because I was willing to do my research differently, and that I was committed to engaging with the women in novel ways“ (Strey 2017: o. S.). In Anlehnung an Streys Argumentation scheint es also sinnvoll, Forschungsfragen und -perspektiven von Anfang an einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Welche Forschungsfragen wurden schon hundertfach an Trans*communities herangetragen? Welche Fragen tragen eher zu Exotisierung und Verbesonderung bei? Welche Fragen interessieren die Communities selbst – und wie können diese aufgegriffen und in ein beteiligungsorientiertes Forschungsdesign eingebunden werden?

4.2 Hinterfragende Methodik

Daran anknüpfend stellen sich Fragen nach den Methoden der Datenerhebung und -auswertung sowie der dahinterstehenden Methodologie. Auch hier gilt es, Konventionen und Normierungen zu hinterfragen und auf die Passung für das Forschungsvorhaben

hin zu untersuchen. Bei der Datenerhebung kann beispielsweise überlegt werden, ob klassische Einzel- oder Gruppeninterviews angemessen sind, ob es vielleicht vorbereitende Workshops braucht, um eine gemeinsame Vertrauensbasis zu schaffen, über Forschungsmethoden zu informieren und Ziele, Möglichkeiten und Grenzen der Forschung transparent zu machen. Ebenso ist es denkbar, mit den Beforschten gemeinsam Verfahren zu entwickeln (Motzek-Öz/Aden/Westphal 2021: 69), die die Befragten stärker einbinden oder eher kreativer angelegt sind – wie etwa die Fotodokumentation des Alltags bei Strey (Strey 2017).

Für die Datenauswertung stellt sich ebenso die Frage nach der Passung für die jeweiligen Gegebenheiten: Sind die einzelnen Schritte der Datenauswertung plausibel für alle Beteiligten nachvollziehbar und auch umsetzbar? Lohnt es sich, eine Methodenkritik anzulegen, Verfahren anzupassen und Rückbindungsschleifen einzubauen? So ist beispielsweise denkbar, dass am Ende einer Datenauswertung nicht eine klassische Typenbildung steht, die wiederum die Realität stark vereinfacht und unter Umständen statische Bilder von Beforschten reproduziert. Stattdessen ist eine queere Methodenkritik (Hutner 2016) möglich, bei der als Ergebnis der Datenauswertung eine Beschreibung von Phänomenen erfolgt.

Im Zuge der Datenauswertung können erste Ergebnisse erarbeitet und dann in einem Rückbindungs-Workshop mit den Beforschten gemeinsam diskutiert werden. So können Ergebnisse betont, hinterfragt oder erweitert werden und somit neue/andere Dimensionen oder Richtungen in der Forschung avisiert werden. Die Ergebnisse solcher Workshops können in die Auswertung einfließen – und sind besonders an den Stellen spannend, an denen es auch zu Differenzen zwischen den Deutungen der Beforschten und denen der Forschenden kommt. Diese alternativen Lesarten müssen nicht aufgelöst werden, sondern können als unterschiedliche Zugänge gleichberechtigt nebeneinanderstehen. Solidarisches Forschen bedeutet an dieser Stelle eben auch, Differenzen nicht auflösen zu müssen, sondern gezielt an markanten Passagen zu fokussieren, um somit dynamische Zugänge von Lesenden anzuregen und mit dieser Deutungspluralität eigene Positionierungen, Überzeugungen, (Selbst-)Sicherheiten infrage zu stellen.

4.3 Reflektierte Situiertheit

Im Anschluss an Haraway (1995: 73ff.) sehen wir Wissenschaft nicht objektiv und frei von Macht an und verweisen auf die Notwendigkeit einer Kritik der vorherrschenden Wahrheitsansprüche. Haraway plädiert für ein Verständnis von Wissensproduktion als Prozess der Herstellung situierten Wissens – dies schließt die Notwendigkeit der Selbstreflexion von Forschenden ein. Selbstreflexion meint aus unserer Perspektive dabei einen unabschließbaren Prozess: die ganz persönliche biografische Reflexion in Bezug auf geschlechtliche Sozialisation und die eigene Verstrickung in heteronormative Machtverhältnisse, besonders auch im Wissenschaftsbetrieb, die Reflexion im Forschendenteam – und die transparente Kommunikation darüber mit den Beforschten, ohne diese damit zu überfordern. Ebenso gemeint ist eine gemeinsame Suchbewegung nach Umgangsweisen mit ggf. unterschiedlichen Positionierungen – während des gesamten Forschungsprozesses, der Veröffentlichung von Ergebnissen und dem Sprechen auf Fachtagungen. Dies schließt außerdem die Frage ein, welche Konsequenzen für

Communities oder auch Einzelne durch die Forschung entstehen können. Nicht zuletzt wird in der Folge eine Klärung darüber impliziert, wie es nach der Forschung weitergeht, ob solidarische Bündnisse bestehen bleiben/geschaffen werden, Verknüpfungen von Wissenschaft und Aktivismus entstehen – oder ob die Forschenden ausschließlich im Feld der Wissenschaft agieren (sollen).

Vor diesem Hintergrund sollte auch diskutiert werden, wie Forschungsergebnisse nicht nur in wissenschaftlichen Publikationen für ein wissenschaftliches Publikum veröffentlicht werden, sondern auch, wie Wissensbestände, die konkret für Trans*communities relevant sind, in geeigneter Form aufbereitet werden können. Somit kann die Bereitschaft der Beforschten, am Forschungsprozess teilzunehmen, hilfreich für andere trans* Personen werden.

5 Fazit

Geschlechterforschung im Feld der Trans*forschung ist in vielerlei Hinsicht dilemmatisch. Im Anschluss an Spivaks (2020) Frage, wer für wen in postkolonialen Verhältnissen sprechen kann, und an ihr Plädoyer für einen strategischen Essenzialismus werden Dilemmata des Forschens über „Andere“ bzw. des Forschens mit/über trans* Personen deutlich. Offen bleibt, ob trans* Forschende – im Sinne eines strategischen Essenzialismus – tatsächlich anders oder gar besser im Feld der Trans*communities forschen, oder ob ihr Blick gar durch die eigene Betroffenheit verstellt ist. Anders gewendet muss aber zugleich hinterfragt werden, ob es aufgrund der permanenten Verbesonderung von trans* Personen in der Forschung überhaupt vertretbar ist, dass Nichttrans-Wissenschaftler*innen über trans* Personen forschen – Wissenschaftler*innen, die auf andere Weise mit einem machtvoll verstellten, ggf. stereotypisierenden Blick das Feld wahrnehmen. Nun lassen sich Dilemmata mitunter nicht einfach als zwei sich polar gegenüberstehende und gegenseitig ausschließende Aspekte beschreiben, sondern oft sind Erweiterungen (in der systemischen Denkweise wird vom Tetralemma¹ gesprochen) möglich, die Denkhorizonte und Perspektiven verschieben und damit alternative Herangehensweisen ermöglichen. Im Anschluss an Nancy Fraser formulieren Julia Gebrande, Claus Melter und Sandro Bliemetsrieder in Bezug auf Sozialarbeitende, was unseres Erachtens auf Geschlechterforschende übertragen werden kann, nämlich dass sich diese in „Spannungsfeldern und Ambivalenzen“ bewegen, „die nur dialektisch gelöst werden können. Statt einem Denken in Entweder-Oder verlangen diese Spannungsfelder ein gleichzeitiges UND-Denken. Da auch ökonomische und kulturelle Ungerechtigkeiten ineinander verzahnt sind und sich ‚auf dialektische Weise verstärken‘, muss auch die Antwort auf diese dialektisch sein“ (Gebrande/Melter/Bliemetsrieder 2017b: 399).

In der Folge plädieren wir dafür, sich nicht mit der Frage aufzuhalten, wer über wen forschen kann/soll/darf, sondern sich mit dem „Wie“ und den Rahmenbedingun-

1 Das Tetralemma ist eine Denkfigur und philosophische Herangehensweise, bei der Dilemmata nicht als starre Gegebenheiten verstanden werden, sondern systematisch nach Erweiterungen gesucht wird. Diese beinhaltet beispielsweise die Suche nach der Kombination zweier (scheinbar) unvereinbarer Gegensätze, das Finden eines neuen Dritten oder die Erweiterung des Kontextes (Kleve 2007).

gen des Forschens kritisch auseinanderzusetzen und Forschungsprozesse flexibel zu gestalten. Zunächst gilt es, mit den Dilemmata umzugehen und Machtverhältnisse anzuerkennen und zu reflektieren, denn „in der Beschreibung eines Problems [ist] bereits dessen Lösung angelegt“, so Binder (2022: 38). Es greift jedoch zu kurz, das Problem nur anzusprechen und ein Forschen auf Augenhöhe oder ein strategisch eingesetztes essenzialistisches Expert*innentum einzufordern, weil damit wissenschaftsimmanente Machtverhältnisse tendenziell verschleiert werden. Vielmehr muss um Umgangsweisen mit diesen Dilemmata gerungen werden. Dies ist aus unserer Perspektive zwangsläufig ein unabschließbarer Prozess, der eine beständige Reflexion und Neujustierung benötigt. Mit diesem mitunter auch verunsichernden Prozess sind jedoch möglicherweise Gewinne verbunden. Denn die aktive Auseinandersetzung kann nur über Solidaritäten, kreative Lösungen und Flexibilität funktionieren, die neue/andere Einsichten der Trans*forschung eröffnen können. Zugleich müssen sich Geschlechterforschende darauf einlassen, dass solidarisches Forschen auch scheitern kann.

Die Praxis solidarischen Forschens hat zugleich Grenzen. Solidarische Forschung braucht eine umfangreichere Planung als in üblichen Forschungssettings und damit ausreichende finanzielle und zeitliche Ressourcen, die oft durch die machtvollen Arenen der Forschungsfinanzierung – auch gestützt durch die etablierte Geschlechterforschung – nicht gegeben sind. Zudem muss sich Geschlechterforschung selbstkritisch fragen, inwieweit sie selbst paternalistische Strukturen und Haltungen reproduziert und damit von vornherein solidarisches Forschen verunmöglicht. Dieses Hinterfragen erfordert schließlich – im Sinne von Theodor W. Adorno (1972) –, dass sich Geschlechterforschung auch im Feld der Trans*communities normativ positioniert und sich mit einer Idee von „richtiger Gesellschaft“ (Adorno 1972: 139) auseinandersetzt. Forschung geschieht dann mit einer „normative[n] Ambition und es gilt darum, im Sinne von Aktionsforschung, partizipativer Forschung, Adressat_innen- oder Nutzer_innen-orientierter Forschung, im Sinne eines ‚Nichts-über-uns-ohne-uns‘, Wege zu finden und miteinander zu forschen, zu sprechen, zu schreiben, damit möglichst alle Menschen sich (auch in Wort und Schrift) entfalten können“ (Gebrande/Melter/Bliemetsrieder 2017a: 10f.). Viel zu lange schon hält sich Geschlechterforschung mit etablierten und anerkannten Forschungskonzepten und Forschungssettings auf und hat vergessen, diese immer wieder zu hinterfragen – was sich letztendlich nachteilig und vereindeutigend (nicht nur) auf die Forschung mit und die Erkenntnisse über trans* Personen auswirkt.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (1972). Zur Logik der Sozialwissenschaften. In Theodor W. Adorno, Ralf Dahrendorf, Harald Pilot, Hans Albert, Jürgen Habermas & Karl R. Popper, *Der Positivismusstreit in der Soziologie* (S. 125–143). Darmstadt, Neuwid: Sammlung Luchterhand.
- Baumgartinger, Persson Perry (2017). *Trans Studies. Historische, begriffliche und aktivistische Aspekte*. Wien: Zaglossus.
- Binder, Beate (2022). Kollaboration und Spekulation: Möglichkeitsräume solidarischen Forschens. In Hannah Fitsch, Inka Greusing, Ina Kerner, Hanna Meißner & Aline Oloff (Hrsg.), *Der Welt eine neue Wirklichkeit geben. Feministische und queertheoretische Interventionen* (S. 35–43). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839461686-003>

- Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1997). *Körper von Gewicht*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Degele, Nina & Götsch, Monika (2014). Rhetorische Modernisierung reifiziert. In Gerlinde Malli & Susanne Sackl-Sharif (Hrsg.), *Wider die Gleichheitsrhetorik. Soziologische Analysen – theoretische Interventionen* (S. 37–49). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Fuchs, Wiebke; Ghattas, Christian; Reinert, Deborah & Widmann, Charlotte (2012). *Studie zur Lebenssituation von Transsexuellen in Nordrhein-Westfalen*. Zugriff am 23. Februar 2024 unter https://trans-nrw.de/downloads/2012_05_07_E_Studie.pdf.
- Gebrande, Julia; Melter, Claus & Bliemetsrieder, Sandro (2017a). Kritisch ambitionierte Soziale Arbeit – intersektional praxeologische Perspektiven. Einleitende Überlegungen. In Julia Gebrande, Claus Melter & Sandro Bliemetsrieder (Hrsg.), *Kritisch ambitionierte Soziale Arbeit. Intersektionale praxeologische Perspektiven* (S. 9–25). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Gebrande, Julia; Melter, Claus & Bliemetsrieder, Sandro (2017b). Anregungen für Orientierungspunkte und Analyse Kriterien einer kritisch ambitionierten Sozialen Arbeit. In Julia Gebrande, Claus Melter & Sandro Bliemetsrieder (Hrsg.), *Kritisch ambitionierte Soziale Arbeit. Intersektionale praxeologische Perspektiven* (S. 390–405). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Gildemeister, Regine & Wetterer, Angelika (1992). Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie* (S. 201–254). Freiburg: Kore.
- Götsch, Monika (2018). Erwerbsbiografien von Trans*Personen – eine intersektionale Betrachtung. In Heike Dierckx, Dominik Wagner & Silke Jakob (Hrsg.), *Intersektionalität und Biografie. Interdisziplinäre Zugänge zu Theorie, Methode und Forschung* (S. 65–81). Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzw7j.6>
- Götsch, Monika; Klinger, Sabine & Thiesen, Andreas (2012). „Stars in der Manege?“ – Demokratietheoretische Überlegungen zur Dynamik partizipativer Forschung. Zugriff am 4. Mai 2024 unter <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/download/1780/3296?inline=1>.
- Groß, Melanie (2008). *Geschlecht und Widerstand. Post| queer| linksradikal*. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Haraway, Donna (1995). *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Harding, Sandra (1990). *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*. Hamburg: Argument.
- Hutner, Sabrina (2016). Queering Methods?! Gruppendiskussion und dokumentarische Methode im Kontext queertheoretisch informierter qualitativer Sozialforschung. In Jeannine Wintzer (Hrsg.), *Qualitative Methoden in der Sozialforschung. Forschungsbeispiele von Studierenden für Studierende* (S. 179–189). Berlin, Heidelberg: Springer Spektrum. https://doi.org/10.1007/978-3-662-47496-9_19
- Kleve, Heiko (2007). Das Tetralemma – Ein Modell zur Reflexion und Bewältigung sozialarbeiterischer Ambivalenzen. *Sozial*, (1), 47–51.
- Landry, Donna & Maclean, Gerald (2020). Ein Gespräch über Subalternität mit Gayatri Chakravorty Spivak. In Gayatri Chakravorty Spivak, *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation* (S. 119–159). Wien: Turia + Kant.
- LesMigraS (2012). „... Nicht so greifbar und doch real ...“ Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-)Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans* in Deutschland. Berlin. Zugriff am 26. Februar 2024 unter https://lesmigras.de/wp-content/uploads/2021/11/Dokumentation-Studie-web_sicher.pdf.
- Mies, Maria (1978). Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, 78(1), 41–63.

- Motzek-Öz, Sina; Aden, Samia & Westphal, Manuela (2021). Forschen als solidarische Praxis? *Sozialmagazin*, (8), 66–72. <https://doi.org/10.3262/SM2108066>
- Nestler, Thomas (2023). „Also wirklich ganz schwierige Charaktere von vornherein.“ Queerness und Widerstand von Adressat*innen in Erzählungen von Fachkräften. In Maria Bitzan, Jasmin Brück, Susanne Dern, Thomas Nestler, Utan Schirmer, Bettina Staudenmeyer & Ulrike Zöllner (Hrsg.), *Queer im Übergangssystem. Impulse für eine heteronormativitätskritische Praxis Sozialer Arbeit* (S. 175–197). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839461167-009>
- Pohlkamp, Ines (2014). *Genderbashing. Diskriminierung und Gewalt an den Grenzen der Zweigeschlechtlichkeit*. Münster: Unrast.
- Schaeffer-Hegel, Barbara & Watson-Franke, Barbara (Hrsg.). (1988). *Männer Mythos Wissenschaft. Grundlagentexte feministischer Wissenschaftskritik*. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Schirmer, Uta (2010). *Geschlecht anders gestalten. Drag Kinning, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839413456>
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2009). *Outside in the Teaching Machine*. New York, London: Routledge.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2010 [1985]). Subaltern Studies. Deconstructing Historiography. In Donna Landry & Gerald MacLean (Hrsg.), *The Spivak Reader* (S. 203–235). New York, London: Routledge.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (2020). *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien: Turia + Kant.
- Stehr, Johannes (2016). Opferdiskurse und Viktimismus in der Sozialen Arbeit. In Roland Anhorn & Marcus Balzereit (Hrsg.), *Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit* (S. 767–779). Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-10870-0_28
- Steyerl, Hito (2020). Die Gegenwart der Subalternen. In Gayatri Chakravorty Spivak, *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation* (S. 5–16). Wien: Turia + Kant.
- Strey, Jacquelyn (2017). *Researcher Fatigue in Highly Researched Communities*. „You’re a white chick, what are you researching?“ *Comments on the phenomenon of researcher fatigue*. Zugriff am 26. Februar 2024 unter <http://dissertationreviews.org/researcher-fatigue-in-highly-researched-communities/>.
- von Unger, Hella (2014). *Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-01290-8>

Zu den Personen

Thomas Nestler, M.A., wissenschaftlicher Mitarbeiter, Hochschule Fulda. Arbeitsschwerpunkte: Widerstandspraxen queerer Menschen, Jungen*arbeit, qualitative Sozialforschung.
E-Mail: thomas.nestler@sw.hs-fulda.de

Monika Götsch, Dr.in phil., Professorin für Soziologie, Hochschule Esslingen. Arbeitsschwerpunkte: intersektionale Ungleichheiten, Geschlechtertheorien, Sozialisation, Wissenschafts- und Wissenssoziologie, trans*Personen im Erwerbsarbeitskontext.
E-Mail: monika.goetsch@hs-esslingen.de